

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336895](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336895)

Traraaa! — Traraaa! — Traraaa!  
Hornsignale und Feuerrufe, Stimmengewirr und  
Pferdegetrappel, dazwischen entsetzliche Schreie aus dem  
Hofe — alles das floß zu einem ungeheuren Lärm zu-  
sammen.

Die Weberufe aus dem Hofe taten Gottlieb am wohl-  
sten. Die Hände in den Hosentaschen, um den Mund ein  
hämisches Lächeln, die Augen stier in die Flammen ge-  
richtet, so stand er da. Es fiel ihm gar nicht ein, an eine  
Flucht zu denken; das Schauspiel war so großartig, daß  
es ihn wie gebannt festhielt.

„Schnell! — schnell!“ rief er, ungeduldig mit den  
Füßen stampfend. Die Vernichtung ging ihm zu lang-  
sam von statten.

Die Balken stürzten frachend in die Glut — die Men-

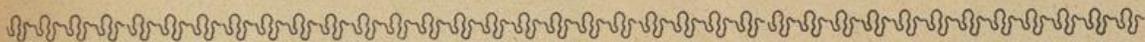
schen kamen immer näher — die Hunde heulten — Gott-  
lieb stand wie angewurzelt und starrte lächelnd in das  
Flammenmeer.

\*

Fünfundzwanzig Jahre später saß auf der Schwelle  
der halbverfallenen Hütte der längst verstorbene Bar-  
bara ein frühgealterter Mann; der scharfe Blick, der kurz-  
geschorene Schädel, das glattrasierte graue Gesicht, die  
graue Kleidung, alles das ließ auf den ersten Blick den  
Zuchthäusler erkennen.

Die Leute im Dorfe wichen ihm scheu aus; auch er  
hatte kein Bedürfnis, mit ihnen zusammenzukommen.

So lebte er einsam und verlassen, Christoph Gottlieb,  
der Dorflump.



## Rouget de Lisle.

Ueber die Entstehung der französischen Nationalhymne,  
der Marseillaise, sind noch immer Legenden aller Art ver-  
breitet, obwohl sich die Wissenschaft hat angelegen sein  
lassen, Licht in das Dunkel zu bringen, das die Geburt  
dieses historischen so bedeutsamen Gedichts lange verhüllte.  
In Je sais tout (Ich weiß alles) gibt nun André Fables  
einen authentischen Bericht über die wunderbaren Zu-  
fälle, durch die aus dem unbedeutenden Dichtersling  
Rouget de Lisle im Rausch des großen Augenblicks  
der Schöpfer von Frankreichs Nationalhymne wurde.

Josef Rouget stammte aus einer angesehenen Bür-  
gersfamilie, deren Mitglieder zumeist Juristen in höherer  
Stellung und königstreue Leute waren. Der junge Josef  
schlug infolgedessen aus der Art, als er, obwohl er etwas bu-  
chlig war, die Soldatenlaufbahn erwählen wollte. Da die  
Militärschulen dem Träger des einfachen Namen Rouget  
verschlossen waren, so legte er sich die hochklingendere Fort-  
setzung „de Lisle“ bei und wurde nun Offizier in der fran-  
zösischen Armee.

Es war die Zeit der galanten Reimereien und der  
geistvollen Epigramme, in der jeder ein paar Verse zu-  
sande brachte, und so ward denn auch Rouget nicht ohne  
Erfolg um die Gunst der Dichtermuse, machte sich als Ver-  
fertiger kleiner Gelegenheitsgedichte beliebt, die er den  
jungen Damen in ihre Albums schrieb. Im ganzen aber  
war er ein recht miserabler Poet, und niemand hätte ihm  
zugetraut, daß er binnen kurzem ein unsterbliches Lied  
schaffen werde, das seinen Namen nun schon mehr als ein  
Jahrhundert durch die Geschichte trägt. Seit 1791 war  
Rouget Hauptmann in Straßburg, und hier wurde er  
durch den General Kellermann bei dem damaligen Bür-  
germeister der Stadt, dem Baron Friedrich Dietrich, ein-  
geführt, in dessen schöngeistigen Salon sich Philosophen  
und Weltleute trafen und wo der Hauptmann den jungen  
Damen eifrig den Hof machte. Man war bisher sehr  
freiheitlich, aber auch königstreu gesinnt, und als Lu-  
dwig XVI. die Verfassung beschwor, geriet der Bürger-  
meister in einen Freudenrausch und hat Rouget de Lisle,  
von dem er wußte, daß er gelegentlich den Pegasus be-  
steige, eine Hymne auf die Freiheit zu dichten. Aber dem  
Offizier, der nur an niedliche, galante Reime gewöhnt  
war, schien das doch ein zu kühnes Beginnen, und er stand  
davon ab. Da kam die Kriegserklärung der Franzosen  
am 25. April 1792; die patriotische Begeisterung ließ die  
Stimmung in hohen Wogen anschwellen, und Dietrich  
fühlte sich gedrängt, an die Straßenerden Straßburgs  
folgende Proklamation anzuschlagen: „Zu den Waffen,  
Bürger! Das Banner des Krieges ist erhoben, das  
Zeichen gegeben. Zu den Waffen! Ihr müßt kämpfen,

siegen oder sterben. Zu den Waffen, Bürger! Wenn wir  
dabei beharren, frei sein zu wollen, dann werden alle  
Mächte Europas ihre dunklen Anschläge zerschellen sehen.  
Wie sie zittern, diese gekrönten Despoten! Marschieren  
wir, seien wir frei bis zum letzten Atemzug, und stets  
seien unsere Wünsche dem Glück des Vaterlandes und  
dem Wohl der ganzen Menschheit geweiht!“

Am Abend waren die Intimen des Dietrichschen Sa-  
lons alle versammelt. Man sprach von der schwunghaften  
Proklamation des Bürgermeisters; man war erregt,  
Rouget, der musikalisch war, sang und spielte. Aber  
Dietrich war mit den Liebern, die er wählte, dem Ca ira  
und der Carmagnole, nicht zufrieden; sie schienen ihm  
unwürdig der Waffen Frankreichs, und von neuem be-  
stürmte er den Dichter, Musiker und Soldaten, einen  
besseren Gesang an ihre Stelle zu setzen. Als Rouget an  
diesem Abend nach Hause ging, das Hirn von patrioti-  
scher Begeisterung und von genossenem Champagner  
trunken, da fiel sein Blick auf den Anschlag; die patheti-  
schen Worte formten sich ihm zu Verse: „Zu den Waffen,  
Bürger!“ — „Das Banner des Krieges ist entfaltet!“ —  
So summt es in seinem Kopf; zu Hause angelangt, nahm  
er die Violine, die auf dem Tisch lag, gab einige Akkorde  
an und schrieb die fünf Strophen nieder, die heute den  
Hauptteil der Marseillaise bilden. Am Morgen, noch  
stehend von dem Wurf, der ihm gelungen, eilt er zum  
Bürgermeister, läßt ihn aus dem Schlaf weden, und zit-  
ternd, stotternd deklamiert er ihm und singt ihm seine fünf  
Strophen. Dietrich ist begeistert; er begleitet ihn zu  
seinem Gesang; das ganze Haus muß die neue Hymne  
hören. Abends erklingt sie bereits vielstimmig im Diet-  
richschen Salon. Das Lied zündete sofort, wurde nach  
ein paar Tagen schon öffentlich in Straßburg von der  
Kapelle der Nationalgarde gespielt, als „Kriegesgesang  
für die Rheinarmee“ gedruckt und nun von der allgemein  
patriotischen Aufregung schnell ins Land getragen. Nach  
Marseille hat es ein Student gebracht; er sang es bei  
einem Bankett, das die Stadt fünfhundert nach Paris  
marschierenden Kriegsfreiwilligen gab und diese Frei-  
willigen zogen ein paar Wochen später unter den Klän-  
gen des Liedes in Paris ein. Diese Stunde hat der  
Kriegshymne den historischen Namen des Sangs der  
Marseiller (Chant des Marseillais), der Marseillaise, ge-  
geben.

Die ursprüngliche Marseillaise Rouget de Lisle hatte  
nur fünf Strophen; die sechste wurde später von dem  
Abbé Pessonneau hinzugefügt, die siebente, „die  
Strophe der Kinder“, verdankt ihre Entstehung dem



Rouget de Lisle im Hause des Bürgermeisters Dietrich von Straßburg.

großen Revolutionsdichter Marie Josef Chenier. Die Musik, die Rouget zugleich mit den Versen geschaffen hat, ist jedenfalls hinreichender und prächtiger als die Dichtung; sie hat wohl zu dem Erfolg das meiste beigetragen. Der erste, der die Orchesterbegleitung setzte, war ein ganz unbekannter Kapellmeister Daanier; die definitive Orchestrierung ist erst 1889 durch Ambroise Thomas erfolgt. 1879 wurde die Marseillaise offiziell zur Nationalhymne erhoben.

Für seinen Schöpfer ist dies berühmte Lied zwar die Ursache der Unsterblichkeit, aber auch zugleich die Quelle seines Unglücks geworden. Er blieb nämlich auch während der Jakobinerherrschaft dem König und seinem Hause getreu, zerbrach sogar seinen Bogen, als am 10. August 1793 die radikale Verfassung beschworen wurde. Während seine Schöpfung das Wahrzeichen französischer Ruhmes wird und in den napoleonischen Kriegen überallhin mit der französischen Fahne vordringt, bleibt er selbst in bescheidener Stellung; nach dem Sturze Napoleons komponiert er Hymnen zu Ehren Karls X., aber auch das rettet ihn nicht aus seinem Elend. Er schlägt sich mühsam durch, indem er Uebersetzungen anfertigt. So ist auch durch ihn zum ersten Male Spatespeare mit Macbeth und Othello auf die französische Bühne gekommen. 1826 wird er ins Schulgefängnis gesteckt; für den Dichter der revolutionären Marseillaise hat man in dieser reaktionären Zeit nichts übrig. Erst nach der Revolution von 1830 setzte ihm Louis Philipp eine Pension aus und ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion. Mit 71 Jahren ist er dann 1836 gestorben.

Heute ist die Marseillaise die offizielle Hymne der französischen Bourgeoisie. Die Arbeiter singen die Internationale des Proletariatsdichters Pottier.

Ein eigener Versuch, vor allem den textlichen Inhalt der Marseillaise genauer, als anderen, oft recht frei verfabrenden Uebersetzungen es gelungen ist, wiederzugeben, mag dieses Gedenkblatt beschließen:

Auf, Jugend, auf im Vaterlande!  
Der Tag des höchsten Ruhms erschallt.  
Gegen uns hebt die Tyrannenbande  
Ihrer blutigen Fahnen Gewalt.  
Hört ihr die losgelassenen Horden?  
Wild brüllen sie durch unsre M'rn.  
Euch Kinder all' und euch, ihr Frau'n,  
Will schonungslos ihr Wüten morden.  
Nehmt Waffen! Bürger all!  
Schließt dicht die Reih'n, es gilt!  
March, marsch! drauf los!  
Verruchtes Blut  
Durchtränke das Gesicht!

Was will dies Hundspad von Elenden!  
Verrat und dunkle Königslist!  
Diese Kettenmach, wen soll sie schänden,  
Die tüchtig längst geschmiedet ist?  
Franzosen, euch! O Qual tiefinnen!  
O Schimpf, du brennst! Wer hält sie noch!  
Uns waagt man, uns, das alte Joch  
Der Sklavenschande anzufinnen!

Soll fremder Kriegsgewalt Erfreuen  
Gesetze schmieden unserm Herd?  
Gekaufte Schergen, sollen sie zerbrechen  
Unser Kämpfer stolzes Schwert?  
Großer Gott, unterm Griff seiler Knechte  
Soll die Stirn sich ducken in Schmach,  
Niedre Willfür, die das Recht zerbrach,  
Wird fürder formen unsre Rechte!

Tyrannen, bebt, und ihr Hyänen,  
Ihr Abschäum aller Ekelnis,  
Euren treulos-mörderischen Plänen  
Ist endlich der Lohn gewiß.  
Das Volk steht auf, euch zu zer schlagen,  
Und sinken unsere jungen Helden tot,  
Neu springt empor ein Aufgebot:  
Gegen euch will alles Waffen tragen.

Doch wenn ihr kämpft, laßt Großmut thronen!  
Kein Hieb soll fallen ohne Not.  
Die armsel'gen Opfer sollt ihr schonen,  
Die der Zwang, nicht der Haß entbot!  
Doch die heran blutigeria freischen,  
Despoten all', samt ihrer Brut,  
Herzlose Tiger, die voll Wut  
Der eig'nen Mutter Schoß zerfleischen —

Dir, Vaterland, glüh'n heil'ge Feuer, —  
O Glut, führ' unsre Rache weit!  
Freiheit du, Freiheit du, einzig teuer,  
Steh' im Kampf deinen Schützern zur Seit'!  
Daß bald der Sieg mit Donnerchören  
Mit unsern Fahnen schließt den Bund,  
Daß deine Feinde todeswund  
Dein Glück und unsern Ruhm noch hören.

Strophe der Kinder.  
Wir rücken nach in eure Bahnen,  
Wenn ihr, o Väter, nicht mehr seid.  
Euer Staub dort wird uns mahnen  
Und die Spur eurer Tapferkeit!  
Was liegt am Leben! Mag's verhalten!  
Neh' doch gilt euer Todeslos.  
Ein stolzes Ziel erschimmert groß:  
Euch rächen, oder auch zu fallen!

## Demokratie und Sozialismus im alten Griechenland.

Es gibt viele Leute, und zwar meistens solche, welche sich einbilden, merkwürdig „weltflug“ und gelehrt zu sein, die alle Versuche einer Verbesserung unserer jetzigen politischen und sozialen Zustände mit dem Wörtlein abtun: „Es ist alles schon da gewesen.“ Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Demokratie und Sozialismus — alles schon da gewesen, alles schon als Utopie oder als Schwindel erwiesen. Wohin hat die Demokratie bei den Griechen geführt? Zur Entartung des Volkes, zu einer wilden Pöbelherrschaft. Und als was hat der griechische Sozialismus sich erwiesen? Als die undurchführbaren Träume eines Philosophen. Folglich sind Sozialismus und Demokratie eigentlich überwundene Standpunkte.

So reden die oben erwähnten Leute, und mancher Freund des Rechtes und der Freiheit wagt es nicht, ihnen darauf zu antworten, eingeschüchert durch ihre „Gelehrsamkeit“. Was sollten sie auch erwidern? War Athen nicht wirklich eine Demokratie, welche zugrunde gegangen ist an Feigheit und Bestechlichkeit, an Leppigkeit und Charakterlosigkeit? Und war nicht Plato wirklich ein Sozialist? Und doch malte er sich seinen Staat nur als Ideal, nicht als ein zu verwirklichtendes Gebilde aus.

Um diesen eingeschücherten Freunden der Freiheit zu Hilfe zu kommen, auf daß sie künftighin den „gelehrten und weltflugen“ Leuten, die obiges behaupten, übers Maul fahren und deren Dummheit und Frechheit ins

rechte Licht sehen zu können, dürfte es vielleicht nicht überflüssig sein, uns die griechische Demokratie und den griechischen Sozialismus einmal näher anzusehen und zu untersuchen, ob sie wirklich mit der modernen Demokratie und dem modernen Sozialismus noch etwas mehr gemein haben, als den Namen.

Betrachten wir uns zuerst die griechische Demokratie. Das beste Beispiel hierfür dürfte die demokratischste aller Demokratien Griechenlands, Athen, abgeben, und zwar zur Zeit, als die Demokratie daselbst am Höhepunkt ihrer Entwicklung angelangt war, während des sogenannten Perikleischen Zeitalters.

Sehen wir uns also die Demokratie Athens an, während der Jahre 460—430 vor Beginn unserer Zeitrechnung (vor Christo, wie man zu sagen pflegt).

Der athenische Staat war dem Namen nach eine Symmachie (Eidgenossenschaft). Die Stadt Athen mit ihrem Gebiete hatte mit einer großen Menge anderer Städte einen Bundesvertrag zu Schutz und Trutz abgeschlossen; die einzelnen Teilnehmer des Bundes hießen Symmachoi (vom griechischen Worte Symmachos, Mitkämpfer), der ganze Bund daher eine Symmachie. Athen war der Vorort des Bundes, der sich immer weiter und weiter ausdehnte und zuletzt ein mächtiges Reich bildete — allerdings nach griechischem, nicht modernem Maße gemessen, denn dieses „mächtige“ Reich hatte vielleicht eine Einwohnerzahl von sechs Millionen Köpfen.

Aus der Vororterschaft oder Hegemonie (Hegemon gleich Führer) des Bundes wuchs aber für Athen, als den mächtigsten der verbündeten Staaten, naturgemäß die Herrschaft über alle anderen heraus, wie dies z. B. mit Preußen in der Symmachie Deutschland über kurz oder lang auch der Fall sein wird. Aber zwischen Athen und Preußen herrscht der kleine Unterschied von Republik und Militärmonarchie. In Deutschland ist es daher die Dynastie Hohenzollern, nicht das preußische Volk, welche ganz Deutschland sich dienstbar machen wird, in der athenischen Symmachie machte das Volk von Athen seine übrigen Bundesgenossen sich dienstbar.

Das souveräne Volk von Athen (ungefähr 90 000 Menschen — Weiber und Kinder eingerechnet — während der Periode, von der wir sprechen), beherrschte also sechs Millionen Mitmenschen, und zwar unumschränkt: eine Tatsache, welche die athenische „Demokratie“ in einem eigentümlichen Lichte erscheinen läßt. Wir sehen, daß dieselbe nur eine erweiterte Aristokratie war, die auch weidlich ihre Macht mißbrauchte, wie es jede Aristokratie naturnotwendig tut, denn der Besitz der Gewalt erzeugt von selbst ihren Mißbrauch. Die Aristokraten von Athen, welche sich von anderen nur dadurch unterschieden, daß sie nicht zerstreut durchs ganze Land, sondern alle in einer Stadt gedrängt zusammenwohnten, ließen sich für die Mühe der Regierung wie jede andere Aristokratie bezahlen. Allerdings waren der Aristokraten so viele, daß sie ihre Versammlungen behufs der Regierung Volksversammlungen nennen konnten, und es klingt sehr demokratisch, wenn es heißt, daß das Volk für den Besuch derselben entschädigt wurde. — Diese Entschädigung betrug anfangs 1, später 3 Obolen (von 2 Obolen täglich konnte man ganz gut leben). — Aber dieser demokratische Anspruch versiegte, sobald man erfährt, daß die Untertanen des Volkes es waren, welche diese „Entschädigung“ zahlten, und daß in dieser „Volksversammlung“ beispielsweise im Jahre 427 der Beschluß gefaßt wurde, sämtliche „rebellische“ Untertanen auf der Insel Lesbos sollten hingerichtet werden, weil sie sich gegen den harten Druck ihrer Herrin, der athenischen „Demokratie“ empört hatten. Als echte Aristokraten hatten die athenischen Bürger sich ferner nicht nur die Regierung, sondern auch das Richteramt vorbehalten, einerseits, um immer „Recht“ zu haben, und andernteils, um das Einkommen

aus dem Gerichtsverfahren allein einzuheimsen. Sämtliche Bundesgenossen waren daher gezwungen, in Athen ihr Recht zu suchen. Die Rechtshändel kamen vor Geschworene — 6000 an der Zahl — welche auch einen Sold bekamen — dem Anschein nach ebenfalls sehr demokratisch, wenn man nicht weiß, daß die Geschworenen nicht nur über Mitbürger, sondern auch über Untertanen zu richten hatten. Und wie viele Prozesse gab es nicht bei der großen Anzahl derselben! Und wie wenig wurde in jeder Sitzung entschieden, wenn's sich um Bundesgenossen handelte, um desto öfter 3 Obolen — so viel per Sitzung — einheimen zu können! Die Athener, welche nicht zu Gerichte saßen, hatten auch ihren Profit davon, da ja die Untertanen, wenn sie nach Athen kamen, daselbst nicht von der Luft leben konnten.

Doch die Gerichtsporteln und Vergütungen für die Volksversammlungen genügten der aristokratischen Demokratie Athens nicht, um ohne Arbeit leben zu können — dem Ideal jeder Aristokratie — man ersand daher noch neue Wege, sich von dem Gelde der Untertanen bezahlen zu lassen. Dazu diente besonders das Theorikon, das Schauspielgeld. Der Theaterbesuch war in Athen umsonst — allerdings wurde nicht täglich, sondern nur bei besonderen Festlichkeiten gespielt. Da aber das Schauspiel morgens begann und den ganzen Tag ausfüllte, fiel es manchem schwer, auf den Tagesverdienst um des Schauspielers willen zu verzichten. Auf Antrag des Perikles wurden daher die Bürger Athens dafür entschädigt, daß sie ins Theater gingen; jeder, der es verlangte, erhielt an den Tagen, an denen gespielt wurde, 2 Obolen, später noch mehr.

Alles das hätten sich die „Bundesgenossen“, aus deren Saal zum größten Teile das alles bezahlt wurde, gefallen lassen; aber was sie am meisten bedrückte und empörte, das war die „Kleruchie“.

Nach griechischem Kriegsrechte gehörte Person und Habe des Besiegten dem Sieger. Die Athener handelten daher für ihre Zeit sehr menschlich, wenn sie das eroberte Land in Akteriose (griechisch Kleroi) teilten und dieselben armen athenischen Bürgern zuwies, welche nun Kleruchen genannt, ihrerseits in Athen blieben und ihr neues „Eigentum“ seinen bisherigen Besitzern gegen einen Pachtzins überließen. Aber mit der Zeit wandten die Athener dies bequeme Mittel, Geld zu erhalten, nicht nur bei Besiegten, sondern auch bei Bundesgenossen an, und wenn eine größere Anzahl Athener Geld brauchte, dann genügte der Vorwand, um irgend einen Bundesgenossen für einen Auführer zu erklären und ihm sein Land wegzunehmen.

Dieses System, die Kleruchie, war es, was vor allem den Haß der Untertanen gegen die Herrschaft der athenischen Demokratie erweckte und ihren Druck unerträglich erscheinen ließ. So lange Athen mächtig dastand, gehorchten freilich die Bundesgenossen; aber einige Niederlagen in einem Kriege gegen Sparta, dem sogenannten peloponnesischen, genügten, um das ganze stolze Gebäude von Athens Größe zusammenbrechen zu lassen insolge des unauffhaltsamen Abfalles seiner Untertanen, der „Symmachoi“.

Nicht weil Athen eine Demokratie war, ist es gefallen — es ist nicht gefallen, weil das Volk Athens über sich selbst herrschte — sondern weil es über andere herrschte, weil es neben sich eine politisch rechtlose Klasse duldete, weil es eine Aristokratie war: dies war es, was Athen ebenso gestürzt hat wie Rom.

Die demokratische Verfassung der Gemeinde Athen hat, weit entfernt, es zu verderben, seinen Untergang länger aufgehalten, als jede andere vermocht hätte: sie hat in dem Volke stets eine gewisse Besonnenheit und einen gewissen Edelmut selbst in den Zeiten seiner größten Macht über die Bundesgenossen wachgehalten, so daß es dieselbe

nie so schamlos gebrauchte, als zum Beispiel das streng aristokratische Sparta während der Zeit seiner Hegemonie. Und in den Zeiten der höchsten Not und des tiefsten Falles war es auch die demokratische Verfassung, welche Athen aufrecht erhielt, während hier wieder Sparta das Gegenteil an den Tag legte.

Es ist eine Schande für viele Leute, die sich einbilden, Gelehrte zu sein, daß ihnen diese Lehren der griechischen Geschichte fremd geblieben sind, da sie doch schon den alten Griechen selbst, die doch sicher weniger befähigt waren, als wir, ihre Geschichte unbefangen zu betrachten, nicht entgangen waren. So bemerkte z. B. Sokrates ganz richtig: „Es gereichte die sogenannte Hegemonie (Oberleitung) den Athenern und Spartanern zum Verderben, den Spartanern aber in kürzerer Zeit; ihre Verfassung, die 700 Jahre lang bestand, wurde schnell erschüttert und fast gänzlich aufgehoben, die Privaten wurden ungerecht und geldgierig und der Staat behandelte die Bundesgenossen übermäßig und verlangte fremdes Gut.“

Die Herrschaft also war es, welche Athen stürzte, welche seinen politischen Untergang herbeiführte — sie war es, welche auch seinen sozialen Untergang verschuldet hat, nur war es die Herrschaft in anderer Form; es war dies nicht die Herrschaft über den Bundesgenossen, den „Symmachos“, sondern über den Sklaven.

Die Sklaverei war die naturnotwendige Folge der Gefinnungen der antiken Gesellschaft, bei der die physische Arbeit als entwürdigend und entehrend galt, welche von freien Männern daher nicht verrichtet werden konnte. Die Lohnarbeiter wurden den Sklaven gleich geachtet und waren in den meisten Staaten rechtlos. Dieselbe Arbeitslast und dieselbe Behandlung wurde ihnen zuteil wie den Sklaven, von denen sie sich nur dadurch unterschieden, daß diese einem Herrn, sie aber vielen nach einander dienten. In vielen Staaten war es den freien Bürgern verboten, irgend ein Gewerbe zu betreiben, welches den Fremden und besonders den Sklaven vorbehalten blieb; nur in wenigen Staaten, wie z. B. in Athen, genossen auch die Lohnarbeiter politische Rechte.

Charakteristisch für die Art und Weise, wie man in Griechenland die Lohnarbeiter behandelte, ist unter anderem die homerische Sage über die Lohnarbeit zweier Götter. Poseidon, der Gott des Meeres, baute ein Jahr lang dem König Laomedon die Mauern Trojas, und Apollo, der Gott des Lichtes und der musischen Künste, weidete während der Zeit seine Herden. Als sie aber am Ende des Jahres ihren Lohn verlangten, da wurde ihnen derselbe schänderweise vorenthalten, und da die betrogenen Götter natürlich darüber unwillig wurden und Krakeel anfangen, drohte der König den Aufzählern mit Abschneiden der Ohren und Verkauf in ein fremdes Land — vermutlich gestützt auf irgend einen alten Kulte-paragraphen — und den um ihren Lohn geprellten Göttern blieb nichts übrig, als mit langer Nase abzugehen und wo anders Arbeit zu suchen.

Wenn es schon den Göttern so ging, sobald sie um Lohn arbeiteten, wie mußte erst den sterblichen Lohnarbeitern mitgespielt werden! Alles verachtete sie, nicht bloß die gedankenlose Masse der Besitzenden, nein, auch die größten und edelsten Denker, die sich weit über ihre Umgebung erhoben. Hören wir nur wie z. B. Sokrates, der edelste der Griechen, über die Lohnarbeiter dachte: „Es gibt eine zwiefache Beschäftigung,“ sagte er, wie wir aus verschiedenen Berichten seiner Schüler Plato und Xenophon entnehmen, denn Sokrates selbst hat keine Schriften hinterlassen, „es gibt eine zwiefache Beschäftigung, für den Leib und für die Seele. Die eine ist eine dienende; sie verschafft Speise, Getränke und Kleider und was der Körper sonst noch begehrt. Solche Dinge erhalten wir durch die Krämer und Landleute, und bereitet werden sie vom Koch, Bäcker, Weber, Schuster und Ger-

ber. Ueber alle diese Künste verdienen die Heilkunde und Gymnastik zu herrschen, weil sie allein erkennen, was dem Körper zuträglich ist. Jene dagegen gelten für knechtisch und des Freien unwürdig. Sie sind indes unentbehrlich. Auch wissen sie vieles, was andere nicht wissen, in Sachen, die in ihrem Bereiche liegen; über Haus- und Schiffsbau und dergleichen muß man sie in den Volksversammlungen hören. Die Athener lachen, wenn da Unkundige das Wort ergreifen. In Staatsangelegenheiten dagegen erteilen sie es einem jeden. Die Arbeiter glauben nun aber, wie die Dichter, alles zu verstehen, weil sie in ihrer Kunst erfahren sind. Und doch fehlt es ihnen an Bildung, schon wegen Mangels an Muße, ohne welche eine gute Erziehung nicht möglich ist. Mögen die Schmiede, Zimmerleute und Schuster in ihrem Fach geschickt sein, die meisten sind Sklavenseelen, sie wissen nicht, was schön, gut und gerecht ist. Hochherzigkeit, edle Gesinnung sucht man vergebens bei ihnen. Ein anderes ist es, ein Handwerk zu lehren, und ein anderes, rechtschaffene Menschen zu erziehen. Die sitzende Lebensweise der meisten Gewerbetreibenden hat überdies den Nachteil, daß sie ihren Körper schwächt, sie an gymnastischen Übungen hindert und ihnen also die Befähigung abgeht, in der Verteidigung des Vaterlandes die erste Bürgerpflicht zu erfüllen. Ferner können sie ohne Verlust in ihren Einkünften das Haus nicht verlassen, um an den Staatsgeschäften in den Volksversammlungen teilzunehmen. Das Handwerk ist daher mit Recht verrufen und verachtet und in manchen Staaten den Bürgern verboten.“

So urteilte der edelste Grieche. Hören wir noch, was der weiseste der Griechen sagte, Aristoteles, der Philosoph aus Stagira.

Auch er stellte die Handwerker den Sklaven zunächst. „Ihr Zustand,“ meinte er, „ist auch eine Art Knechtschaft, nur stehen sie denen, für welche sie arbeiten, etwas ferner als die Sklaven, von welchen die Lohnarbeiter sich übrigens bloß dadurch unterscheiden, daß jene einem und sie jedermann dienen. Vor Zeiten zählten sie auch zu den Sklaven, und in vielen Staaten geschieht es noch jetzt. . . Man kann die Landbauer, Handwerker und Tagelöhner nicht entbehren, zu den wahren Staatsbürgern gehören aber bloß die Waffenführenden und Beamten. Die anderen sollen nicht Priester und Beamte sein, in wohlgeordneten Staaten sind sie nicht einmal Bürger, da ihnen die Befähigung dazu abgeht, wie den Kindern, Sklaven, Schutzgenossen und Fremden. Denn durch die Handarbeit wird der Geist abgestumpft, sie schafft rohe, ungeschlagte Leute und würdigt den Freien herab; weder der gute Staatsmann, noch der gute Bürger darf sich mit ihr befassen. Sie läßt auch zu den öffentlichen Geschäften keine Zeit übrig, nur die Grundbesitzer, die Wohlhabenden erfreuen sich der dazu erforderlichen Muße und sind Bürger.“

Welche Freude muß ein Reaktionär empfinden, wenn er diese Ausführungen eines griechischen Philosophen liest! Ganz und voll dürfte aber selbst der verbohrteste Bourgeois es nicht mehr wagen, der antiken Anschauung zu huldigen; denn die Griechen zählten zu den entehrenden Beschäftigungen nicht nur das Handwerk, was auch heutzutage noch mancher Esel tut, sondern auch die Kunst. Ja, so unglücklich es scheinen mag, die Griechen, welche die Kunst zu einer Vollenbung erhoben haben, die uns unübertrefflich erscheint, sie verachteten den Künstler — weil er kein Müßiggänger war. Der Müßiggänger war für den Griechen, wie für jedes der Natur nahestehendes Volk, keine Schande, sondern der Vorzug des freien Mannes. Die Aergia (den Müßiggang) nannte Sokrates die Schwester der Freiheit.

Da man nun durch Müßiggang kein Künstler werden kann, so war es selbstverständlich, daß der Künstler ebenso

verachtet war als der Handwerker. Deutlich wird diese Gemüthung in einer Allegorie Luzians veranschaulicht, in welcher derselbe die Bildhauerkunst und Wissenschaft als Personen auftreten ließ, um einen jungen Mann streitend, den jede bei der Wahl des Berufes für sich zu gewinnen sucht. Die Bildhauerkunst erscheint in schmutzigem Aufzug, mit Marmorstaub bedeckt und Schwielen an den Händen. Sie verspricht ein reichliches Einkommen (was sagen die heutigen Bildhauer dazu?) und einen starken Körper, und sie erinnert an des Phidias, Polyklet und anderer Meister Ruhm. Die Wissenschaft sagt dagegen: „Als Bildhauer bist du ein Handwerker, ruhmlos, von gemeiner Bestimmung, einer aus dem großen Haufen. Würdest du auch ein Phidias und Polyklet sein und Bewunderungswürdiges leisten, so würde zwar jeder deine Kunst bewundern, aber kein Vernünftiger würde wünschen, an deiner Stelle zu sein, denn wie geschickst du auch sein möchtest, du wärest doch immer nur ein Handwerker, ein Lohnarbeiter.“

Den gleichen Gedanken führte Plutarch aus, welcher sagte: „Wir verachten oft die Urheber der Werke, an denen wir Freude haben. Man liebt Salben und Purpurgewänder, aber die Salbenbereiter und Färber hält man für gemeine Handwerker. Sehr gut sagte Antisthenes, der Kyniker, als man Ismenias wegen seines Flötenspiels rühmte: „Er ist von niedrigem Stande, sonst spielte er nicht so schön.“ Und Philipp schalt Alexander, als derselbe kunstgerecht die Zither spielte: „Schämst du dich nicht, so schön zu spielen?“ Kein Jüngling mit vorzüglichen Naturgaben wünscht bei dem Anblick des Zeus in Olympia oder der Hera in Argos ein Phidias oder Polyklet zu werden, und ebenso wenig ein Anakreon, Philemon oder Archilochus, wenn ihre Gedichte ihm gefallen; denn es folgt nicht, daß wir den schätzen, dessen Werk uns erfreut.“

Wo die Arbeit — und zwar jede Arbeit, die eine gewisse gewerbsmäßige Uebung voraussetzt, ob sie sich Handwerk oder Kunst nannte — in solcher Mißachtung war, da vermochte nur der äußerste Zwang zur Arbeit zu treiben. Die Zahl der Lohnarbeiter war denn auch in Griechenland eine geringe, sie umfaßte nur diejenigen freien Männer, welche durch das äußerste Elend gezwungen waren, ihre Arbeit zu verkaufen, ein Fall, der selten eintrat bei der Bedürfnislosigkeit des griechischen Volkes und bei den vielen Unterstützungsarten, welche der Staat seinen mittellosen Bürgern bot. Jeder, der nur ein bißchen Vermögen hatte, kaufte sich einen Sklaven und ließ diesen für sich arbeiten. Von dieser Sklavenarbeit lebte der weitaus größte Teil der Bevölkerung. Fast jeder Bürger besaß einen Sklaven, die Wohlhabenden besaßen aber deren viele, und diese wurden nicht nur zu häuslichen Verrichtungen, sondern auch zu Fabrikarbeiten verwendet. Von der großen Anzahl derselben kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß während des peloponnesischen Krieges zur spartanischen Besatzung der Festung Dekelea 20 000 Sklaven aus Athen entwichen, von denen die Mehrzahl Fabriksklaven waren.

Im ganzen befanden sich in Athen zur Zeit des Perikles an 360 000 Sklaven — also viermal so viel als freie Bürger, welche, wie schon oben erwähnt, sich samt Weib und Kind nur auf 90 000 beliefen. Also nicht nur der Staat, auch die Gemeinde Athen selbst war ein Hohn auf die Demokratie — sie war nichts als eine erweiterte Aristokratie. Noch größer war das Mißverhältnis in Sparta, wo die Staatsklaven, die Heloten, wenigstens zehnmal so zahlreich waren als ihre Herren, die Spartaner.

Trotz der großen Ueberzahl der Sklaven bildeten dieselben keine unmittelbare Gefahr für den Staat. Uns freilich erscheint es ungläublich, daß 360 000 arbeitsfähige Männer geduldig ihr schweres Joch trugen, anstatt über

ein Häuflein von 90 000 Menschen herzufallen, sie zu expropriieren und sich in den Besitz der Güter, die sie selbst schufen und bearbeiteten, zu setzen. Aber niemand, auch die Sklaven nicht, konnte sich die Möglichkeit des Fortbestehens der Gesellschaft ohne Sklaverei vorstellen; niemand dachte daher auch im entferntesten an ihre Aufhebung. Dachte man doch nicht einmal einige Jahrhunderte später daran, im kaiserlichen Rom.

Die Sklaven versuchten es daher nicht, wie die Bundesgenossen, die Macht ihrer Unterdrücker zu stürzen; sie bildeten nicht wie diese eine stete politische Gefahr. Aber wenn auch langsamer, so dafür viel sicherer, untergruben sie den Boden des Staates nicht bloß Athens, sondern jeder der vielen Staaten, aus denen Griechenland bestand.

Der Zerfallsprozeß glich hier genau dem im alten Rom; hier wie dort entwickelte sich mit dem Unschlagreifen der Sklaverei die Großproduktion in der Industrie und im Landbau, hier wie dort den kleinen Besitz verdrängend. In Rom wie in Griechenland hatte dies die Entvölkerung zur Folge, da die freie Bevölkerung immer mehr und mehr zusammenschwand und zur Bearbeitung der großen Güter infolge der Arbeitsteilung und der Zunahme der Bewirtschaftung immer weniger Sklaven erforderlich wurden. Diese Entvölkerung, das langsam, aber unaufhaltsam wirkende Gift, welches an dem Marke des Staates fraß, war hier wie dort die Hauptursache des endlichen Zusammenbruchs: Griechenland erlag den Makedoniern und dann den Römern, das römische Weltreich den Germanen.

Alle politischen Experimente, die man machte, um dem drohenden Untergang vorzubeugen, Demokratie, Aristokratie, Monarchie, welche sich nach einander abmühten, nichts konnte helfen. Eines nur wäre imstande gewesen, die Krankheit der Gesellschaft zu heilen: die Beseitigung ihrer Ursache, der Sklaverei. Das war aber unmöglich, denn die technische Grundlage einer neuen Produktionsweise war nicht vorhanden, es konnte daher niemand an soziale Veränderungen denken: es gab keinen „Sozialismus“.

Mit dem griechischen Sozialismus steht es eben noch schlimmer, als mit der griechischen Demokratie. Letztere hat sich beim näheren Zusehen als ein Zerrbild der wirklichen Demokratie erwiesen; der griechische Sozialismus aber verschwindet wie ein Nebel unter unseren Händen, sobald wir ihn uns näher rücken wollen. Im alten Griechenland hat niemand an Veränderungen der Gesellschaft gedacht, es hat also auch einen Sozialismus nicht gegeben. Jeder wird das zugeben müssen, der sich die zwei Erscheinungen näher ansieht, die man so freundlich war, für sozialistische zu erklären.

Der erste Sozialist, also gewissermaßen der Ursozialist, soll Pythagoras gewesen sein. Was tat dieser Mann? Er suchte die Aristokratie zu engerem Zusammenschluß zu bewegen und gründete daher einen Bund, welcher das gemeinsame Wohnen und gemeinsame Mahlzeiten der Mitglieder vorschrieb, die ihr Vermögen in die gemeinsame Kasse geben mußten. Eigentum war unter ihnen nicht gestattet. Unter sich war dieser Bund also wohl kommunistisch, aber aristokratisch gegen das Volk — Pythagoras selbst ein Aristokrat, der nicht die Gesellschaft umgestalten, sondern die Macht des Adels verstärken wollte. Er ging sogar so weit, zu sagen, die Herrschenden mußten danach trachten, daß man sie wie Götter ehre, die Dienenden aber müsse man knechten gleich dem Vieh: ein sonderbarer Sozialismus.

Bekannter als Pythagoras ist Plato, der von vielen, sogar von Sozialdemokraten, für einen Sozialisten erklärt wird, wegen seines Buches über die Republik, in welchem er seiner Idealstaat darlegte. Dieser angebliche kommunistische Idealstaat sollte aus drei Klassen bestehen: den Regierenden, den Kriegern und den Handwerkern

und Ackerbauern, welche letztere in diesem „Zukunftsstaat“ nicht sehr glimpflich behandelt werden; Plato würdigt sich übrigens nicht herab, ihrer eingehender zu gedenken, denn er hegt dieselben Vorurteile über sie, wie seine Zeitgenossen. Auch von den Regierenden spricht er wenig. Jedenfalls sind sie sehr bedürftlos, da sie sämtlich Philosophen sein sollen. Am meisten beschäftigt sich Plato mit der Klasse der Krieger, und die Vorschläge, welche diese betreffen, sind es, die dem Staatsphilosophen den Titel eines Sozialisten eingetragen haben. Die Krieger sollen in Weiber- und Kindergemeinschaft leben und den Unterschied von Mein und Dein nicht kennen, das Weib soll an den Uebungen und Pflichten, sowie Rechten des Mannes teilnehmen. Die Kinder werden gemeinsam erzogen und, wenn schwächlich, ausgefressen.

Alle diese Vorschläge Platos klingen sehr revolutionär und kommunistisch — man könnte daher annehmen, Plato sei, wenn auch kein demokratischer, so doch ein aristokratischer Sozialist und Revolutionär gewesen.

Zum Unglück für diese Annahme haben die Geschichtsforscher herausgefunden, daß Plato als Politiker ein eifriger Anhänger der spartanischen Aristokratie war. Die Geschichtsforscher — d. h. einige wenige — haben dann die spartanische Verfassung, die zu Platos Zeiten schon über ein halbes Jahrtausend alt war, mit dem platonischen Zukunftsstaat verglichen und gefunden, daß sie einander ähneln wie ein Ei dem anderen.

Plato will drei Klassen von Bürgern haben — diese drei Klassen finden wir in Sparta in schönster Ordnung; die Regierenden — zwei Könige und die Gerusia (Rat der Alten), bestehend aus 28 mindestens 60 Jahre alten Greisen, dann die Krieger — die Spartaner, welche nichts zu tun hatten, als sich in den Waffen zu üben, und als dritte Klasse die Handwerker und Landbauern, die Verdienste, welche zwar die Pflicht hatten, Steuern zu zahlen, um die Krieger zu erhalten, dafür aber nicht die mindesten politischen Rechte besaßen, weshalb sie sich auch sehr unglücklich fühlten. Wie bei Plato, finden wir in Sparta ferner gemeinsame Erziehung der Kinder und Ausfegung der Untauglichen unter denselben. Ferner finden wir hier wie dort denselben Kommunismus unter den Kriegern, d. h. den Spartiaten.

Das ganze Staatseigentum an Grund und Boden ward zu gleichen Teilen an die spartanischen Familien

verteilt, ebenso alles bewegliche Staatseigentum, die Staatsflaven, Heloten genannt, und Pferde und Hunde, welche mit denselben in eine Linie gestellt wurden. Auch die ehelichen Zustände waren in Sparta derart, daß sie an Weibergemeinschaft grenzten, obgleich im Prinzip Monogamie herrschte. Es kam vor, daß mancher zwei Frauen hatte, und andererseits wieder, daß sich Brüder aus Erbsparnis eine gemeinsame Frau hielten. Nicht selten ereignete es sich, daß Frauen an andere Männer für einige Zeit oder für immer abgetreten wurden. Dies galt sogar als Gesetz für bejahrte Männer, welche jüngsten jüngerer auf ihre ehelichen Rechte Verzicht leisten mußten. Auch war es durchaus nichts Unerhörtes und gesetzlich erlaubt, daß jemand, dem eine fremde Frau gefiel, sich dieselbe ausliehe.

Beim Lichte betrachtet, finden wir also in Sparta in roheren Formen daselbe, was Plato schilderte, und wenn wir die politische Stellung desselben damit zusammenhalten, müssen wir zu dem Schluß kommen, sein „Zukunftsstaat“ sei eigentlich ein Staat der grauen Vergangenheit, und es entpuppt sich der angebliche Revolutionär als ein in der Wolke gefärbter Reaktionsär, der Sozialdemokrat als ein Aristokrat.

Wir sehen also, wie es mit dem griechischen Sozialismus noch schlechter bestellt ist als mit der griechischen Demokratie und wie wenig diejenigen Ursache haben, sich für sehr geschickt zu halten, welche behaupten: „Es ist alles schon da gewesen.“ Im Gegenteil, von alledem, was man jetzt will und anstrebt, ist noch gar nichts da gewesen! Es gibt nicht zwei Zellen, welche sich gleichen, und doch sind das die einfachsten Formen des organischen Lebens, und die so komplizierten politischen und sozialen Erscheinungen des Lebens der Menschheit sollten sich un-aufhörlich wiederholen!? Stets neue Gestaltungen sind es, welche die Entwicklung der Menschheit zutage fördern, Gestaltungen, die es bisher nicht gegeben hat und die sich auch späterhin nicht mehr wiederholen werden. So ist es auch mit der Demokratie und dem Sozialismus. Erscheinungen der Art, wie wir sie darunter verstehen, hat es bisher noch nicht gegeben; die früheren, gleichnamigen haben eben mit den jetzigen nur den Namen gemein. Seinem Instinkt und seiner Ueberzeugung folgend, muß das Proletariat auf dem betretenen Weg weiterschreiten; es findet kein Beispiel in der Geschichte, das es leiten, aber auch keines, das es abschrecken könnte.

## Die großen Utopisten.

Was ist ein Utopist? Ein Utopist ist ein Denker, der zur Beseitigung gewisser Schäden — zumeist der Schäden des gesellschaftlichen Lebens — unausführbare Vorschläge macht. Einen derartigen Vorschlag selber nennt man eine Utopie. Die Worte Utopie und Utopist stammen aus dem Griechischen. Sie sind zusammengesetzt aus der Vorsilbe u, die soviel bedeutet als nicht, zweitens aus der Stammsilbe top, die dem griechischen Wort topos angehört und Ort, Platz bedeutet, drittens aus den Endungen ie und ist, deren erste die Sache, deren zweite den Mann bedeutet. Eine Utopie ist also eine Sache ohne Ort, ohne Platz, ohne Heimat — ein Nirgendland. Ein Utopist ist ein Mann, der sich bemüht, dieses — zumeist soziale, das ist gesellschaftliche — Nirgendland darzustellen und zu empfehlen, ist ein Mann, der dies im allgemeinen freilich tut, ohne zu wissen, daß seine Vorschläge unausführbar, utopistisch sind. Die Ausdrücke Utopie und Utopist enthalten das Urteil, das von Späteren gefällt wurde. Ein Denker freilich hat seinen Idealstaat selber eine Utopie

genannt — das war der spätmittelalterliche Engländer Thomas Morus (1478 bis 1535), dessen Staatslehre geradezu den Titel „Utopia“ führt.

Indes werden wir es hier mit Thomas Morus und überhaupt den älteren Utopisten nicht zu tun haben. Wir wollen es für diesmal nur mit den sozialen Utopisten zu tun haben, die uns zeitlich und sachlich näher stehen. Dies sind die Utopisten, die im Zeitalter des jungen Kapitalismus und des jungen Industrieproletariats aufgestanden sind — die Utopisten vom Ausgang des 18. und vom Anfang des 19. Jahrhunderts. Und auch die sozialen Utopisten der neueren Zeit sollen uns diesmal nicht alle interessieren, sondern unter ihnen bloß die wichtigsten. Drei sind es, die man als Klassiker der utopistischen Gesellschaftsverbesserung, das heißt als ihre Hauptvertreter bezeichnen kann: Fourier, Saint-Simon und Owen.

Was diese drei sozialen Utopisten — wie übrigens alle ernststen Gesellschaftsreformer — auszeichnet, ist dies,